

## Zweite Sitzung – Deuxième séance

Freitag, 3. Mai 1991, Vormittag  
Vendredi 3 mai 1991, matin

09.00 h

Vorsitz – Présidence: Herr Bremi

**Präsident:** Die Fraktionspräsidentenkonferenz und das Büro des Ständerates haben unseren Kollegen Sigmund Widmer gebeten, die Festrede zu halten.

**Widmer:** Auf Initiative des Basler Aufklärers Isaak Iselin publizierte Johann Heinrich Gleser (1734–1773) – natürlich auch ein Basler – 1760 seine Entdeckung eines bis dahin unbekanntes lateinischen Bundesbriefes der Eidgenossen aus dem Jahre 1291. Das Dokument hatte im Archiv der Schwyzer fast ein halbes Jahrtausend unbeachtet überlebt.

Gleser selbst brachte die Publikation wenig Erfolg. Die erhoffte Berufung zum Professor an die Universität Basel blieb ihm versagt, und er kehrte bald wieder in seinen angestammten väterlichen Beruf eines Weissbrotbäckers zurück. Immerhin, er wurde dann noch Schreiber in seiner Bäckerzunft. Auch nahm die Öffentlichkeit von Glesers Entdeckung kaum Kenntnis. Für die historisch Interessierten jedoch hatte er die Eidgenossenschaft, deren ältesten Bund man bis dahin auf 1315 angesetzt hatte, um 24 Jahre älter gemacht. Das gilt auch für uns. Zwar ist im Bundesbrief von 1291 ausdrücklich von einem noch älteren Bündnis die Rede. Doch wurde es bis heute leider nie gefunden. Nicht einmal ein Fälschungsversuch liegt vor.

Natürlich hatten die Verbündeten von 1291 keine Demokratie heutigen Zuschnitts vor Augen. Doch schufen sie den Nukleus, aus dem mit vielen Rückschlägen das entstand, was wir heute die Schweiz nennen. In formeller Hinsicht gibt es deshalb keinen Ausweg: das 700jährige Bestehen der Eidgenossenschaft ist auf «Anfang August» 1991 anzusetzen.

Vor 700 Jahren gab es in Mitteleuropa die verschiedensten Städtebündnisse und auch manchen Bauernbund. Keiner hat bis heute überlebt. Wieso dann die Schweiz?

Als wesentlicher Schritt muss vermerkt werden, dass sich die Leute aus den Waldstätten, diese Viehzüchter, Säumer, Schiffeleute und Grundbesitzer, mit Städten, namentlich mit den freien Reichsstädten Zürich und Bern, zu verbünden verstanden. Kraft schöpften diese Länder und Städte aus der gemeinsamen Abkehr vom umliegenden Adel. Man war materiell wie kulturell arm, dafür auf eine störrische Art republikanisch selbstbewusst. Vor allem aber war man militärisch tüchtig und empfand den Solddienst als ehrbaren Nebenberuf. So formte man ein kleines, lockeres Bündnis, das von der Umwelt wegen seiner Raublust als störend empfunden wurde. Rasch verschaffte man sich einzeln oder gemeinsam Untertanengebiete, die flächenmässig bald das ursprüngliche Bundesgebiet bei weitem übertrafen. Meist traten die Eidgenossen in die Rechte des vertriebenen Adels ein. Geduldet wurden die neuen Herren deshalb, weil sie dem Volk mehr Sicherheit als der oft desinteressierte Adel boten.

Immerhin muss auch ein kritischer Blick auf diese Expansion festhalten, dass sich die Eidgenossen bemühten, ihr kriegerisches Dasein durch ethische Normen einzuzugrenzen. Schrittweise gelang es, den Alltag zu humanisieren und interne Streitigkeiten mit Verhandlungen statt mit den Waffen beizulegen.

Die Expansion an den zentraleuropäischen Sprachgrenzen führte dazu, dass sich der junge Staat in vier verschiedene Sprachgebiete ausdehnte. Damit wurde die Schweiz zum Sonderfall. Und – obwohl das für manche Ohren heute unangenehm tönt – die Schweiz ist auch heute noch ein Sonderfall. Doch konnte in der Alten Eidgenossenschaft von einer Gleichberechtigung der Sprachen kaum die Rede sein. Erst die Helvetik verhalf dieser Staatsidee zum Durchbruch. Und erst mit

der jüngsten europäischen Integrationsbewegung wurde die Viersprachigkeit zu einer Art Mythos.

Im historischen Ablauf steht das Ausgreifen in das italienische Sprachgebiet an der Spitze. Unter Führung der Urner und Schwyzer drang man bis in die Po-Ebene vor. Seien wir auch hier realistisch: die Eidgenossen betrachteten das heutige Tessin als Untertanengebiet. Zudem waren die staatspolitischen Fähigkeiten der Vögte – höflich ausgedrückt – von unterschiedlicher Qualität. Dennoch, die italienischsprachigen Täler entwickelten ihre eigene Kultur und verschmolzen gleichzeitig mit der übrigen Schweiz.

Resistendo alla tentazione, dettata da sentimenti romantici ampiamente diffusi presso gli svizzeri d'oltralpe, vorrei rinunciare a rendere omaggio al bel Ticino come terra di villeggiatura e di simpatico idioma. Credo che occorra piuttosto esprimere il nostro rispetto nei confronti della consapevolezza che la minoranza italofona ha dei propri valori. Citerò a questo proposito due esempi dell'attuale vitalità ticinese.

Quando Francesco Chiesa, uomo d'impegno poetico e politico-culturale fra i maggiori del nostro secolo, compì i settant'anni, il suo editore gli propose di pubblicare, come omaggio conclusivo, la sua opera completa. Chiesa rifiutò, e cominciò a parlare delle opere che intendeva pubblicare nei trenta anni successivi. I suoi progetti si realizzarono, ed egli proseguì la sua attività creativa fino in punto di morte, a quasi centodieci anni.

Ma, ancora più attuale: compiendo passi da gigante Mario Botta è divenuto l'architetto svizzero più conosciuto al mondo. Qualora anche lui superasse i cento anni d'età, è molto probabile che tutti i continenti pulluleranno di edifici bottiani.

Noch viel bedeutungsvoller war die Ausweitung der Eidgenossenschaft in das französische Sprachgebiet.

Quant à la Suisse française, le Suisse allemand qui se penche sur elle ne cessera d'être étonné par la richesse de ses aspects culturels et leur impact sur notre histoire. Un Zurichois se doit toutefois de constater que nous devons à l'art politique consommé de la Berne patricienne cette expansion vers les contrées occidentales et méridionales de notre pays, et leur intégration dans un ensemble étatique équilibré.

Je pense d'ailleurs que nous devrions renoncer, en tant que Suisses allemands, à utiliser l'expression «Romandie» lorsque nous parlons de cette partie de notre Patrie.

Que serait en effet la Suisse, vue dans son intégrité, sans – toujours comme exemple – l'abbaye de St-Maurice, l'antique Agaunum, d'où partirent, nous dit la tradition chrétienne, les saints personnages Verena, Felix, Regula, pour répandre leur message de paix dans les contrées situées au nord des Alpes? Que serait la Suisse sans le canton de Vaud qui sait unir l'urgent besoin de liberté d'un major Davel à la fière conscience d'un Etat solidement structuré?

Que serait la Suisse sans les personnalités de rayonnement européen, liées au nom de Genève, telles qu'un Jean Calvin, un Jean-Jacques Rousseau, un Pictet de Rochemont, un général Dufour, un Henri Dunant?

Que serait la Suisse sans l'enthousiasme qui s'empara de l'âme helvétique, lors des menaces de la Prusse, en 1856, fervent patriotique dont le durable résultat fut qu'un Le Corbusier, un Blaise Cendrars, natifs de La Chaux-de-Fonds, sont non pas sujets du roi de Prusse, mais citoyens de la République et Canton de Neuchâtel?

Et que serait la Suisse sans Jean Tinguely, ce Fribourgeois astucieux, dont l'agréable malignité dévoile avec humour les faiblesses de notre époque?

Enfin, que serait la Suisse sans le nouveau venu, le canton du Jura, dont la genèse et le développement démontrent que notre époque est toujours capable de résoudre par l'effort politique les délicats problèmes de convivialité?

Die Hochachtung gegenüber der romanischsprachigen Minderheit sei mit einem kleinen Gedicht von Andri Peer, mit dem ich viele Jahre freundschaftlich verbunden war, ausgedrückt – auf dass auch einmal ein wenig Poesie in diesem Saal zu Wort komme:

## FLUORS CHADAINA

Il vent as piglia  
in svoul  
cur ch'el voul,  
cha vus nu savais  
ingio cha vus gias

## (LÖWENZAHNLICHTER

Im Flug, wann er will,  
nimmt euch der Wind  
und trägt euch fort,  
und keines weiss  
die Stunde, den Ort.)

Nach diesem Ausblick in die Viersprachigkeit unseres Landes zurück zur historischen Entwicklung: Zur sprachlich-kulturellen Vielfalt gesellte sich im 16. Jahrhundert die Glaubensspaltung. Sie lehrte die Schweiz religiöse und weltanschauliche Toleranz.

Die einst so expansive Eidgenossenschaft wandelte sich im 16. Jahrhundert zu einem Staat, der in sich selbst genügsam wurde. Die aggressiven Bedürfnisse konnten in Form geregelter Solddienste exportiert werden. Die Schweiz wurde zu einem Staat, der in der europäischen Völkerfamilie seinen festen, unbestrittenen Platz einnahm. Freilich, diese Schweiz erstarrte im 18. Jahrhundert. Dafür zahlte man 1798 einen hohen Preis. Und doch erholte sich das Land wieder, um 1848 eine Form zu finden, die im wesentlichen bis heute zu bestehen vermochte.

Seither genoss die Schweiz den Vorzug grosser Stabilität und wachsenden materiellen Wohlstand. Dabei sei nicht übersehen, dass unser Land die Rivalität der Grossmächte mit einer seltsamen Mischung von Glück und Klugheit zu nützen verstand.

Indessen, die langandauernde Gunst der Verhältnisse hat allzu vieles selbstverständlich werden lassen. Gerade im Zusammenhang mit der 700-Jahr-Feier meldeten sich Unbehagen und Kritik. Missmut breitet sich aus. Manche behaupten, sie hätten nichts zu feiern. Das neue Wort «Trauerarbeit» ist zum Modewort geworden. Die Ökologen sind traurig, weil immer mehr Autos in Verkehr gesetzt werden. Die Divisionäre sind traurig, weil sie zu wenig Waffenplätze und Flugzeuge haben. Die Bauern sind unmutig, weil die Schutzzölle zu verschwinden drohen. Die Parlamentarier sind ungehalten, weil sie immer mehr Sondersessionen abhalten müssen, und so fort.

Im Vorfeld der letztjährigen 1.-August-Feier berief sich Friedrich Dürrenmatt, der in diesem Haus besonders wohl gelitten ist, stolz darauf, dass er schon 1946 gesagt habe, die Schweiz könne sich eines Tages wie ein Stück Zucker in einem Glas Wasser auflösen.

Einer solchen Behauptung sei nicht ausgewichen. Die Antwort soll jedoch nicht mit einer Flucht ins Pathos erfolgen, sondern mit dem Hinweis auf nüchterne geschichtliche Erkenntnisse. Staaten sind Organismen. Sie wachsen, schrumpfen und wandeln sich. Vor allem aber: je älter sie werden, um so zäher werden sie. Ein Staat, der mehrere hundert Jahre alt ist, verschwindet nicht einfach von der Landkarte. Das hat die Schweiz schon einmal bewiesen. 1798 wurde sie das Opfer der französischen Revolutionsarmeen – jedoch 1815 war sie in alter Grösse und mit kompakteren Grenzen wieder erstanden. Das gilt im Grundsatz auch für die Gegenwart.

Eine solche Behauptung ruft nach näherer Begründung. Alle Staaten sind – von einigen skurrilen Ausnahmen abgesehen – auf die gleiche Art entstanden. Eine Bevölkerungsgruppe hat eine andere Gruppe unterworfen oder vertrieben und sich im eroberten Gebiet festgesetzt. Gelang es, sich über längere Zeit im selben Gebiet an der Macht zu halten, so verblasste das Stigma der Usurpation; die neue Herrschaft wurde legitim. Im Denken der Völker spielen deshalb die Zeit und die Gewöhnung eine enorme, vielfach unbewusste Rolle.

Sie alle waren Zeugen für diese Tatsache. Als Deutschland nach einem selbst entfachten Krieg 1945 endlich niedergedrungen war, wurde es offiziell verurteilt, gevierteilt und ein für allemal als souveräner Staat von der Landkarte gestrichen. Sie alle haben aber auch erlebt, wie schon knappe fünfzig Jahre später dieses Urteil wieder aufgehoben wurde. Die Wiedervereinigung vollzog sich nicht etwa im Versteckten, sondern unter einem die halbe Welt erfassenden Begeisterungssturm. Besser kann man die unwiderstehliche Wucht der geschichtlichen Kräfte nicht zeigen.

Und um diese Theorie durch ein Gegenbeispiel von ebenso grosser Aktualität zu belegen: Die Kurden sind ein Volk von rund 20 Millionen, mit eigener Sprache und Kultur, sehr ähnlich wie die Schweiz im Gebirge beheimatet und in die Ebenen ausgreifend. Es gelang ihnen jedoch nie, ihre Herrschaftsansprüche so lange zu halten, dass sie die Zeitschwelle der Legitimation zu überschreiten vermochten. Deshalb sind sie bis heute tragischer Spielball ihrer Nachbarn geblieben.

Weil alle Staaten ein dumpfes Wissen von der grossen Bedeutung ihres Alters haben, verlegte man seit jeher die eigene Staatsgründung in möglichst ferne Vorzeiten. Ueberall feiert man eine möglichst weit zurückliegende Geburt des eigenen Staates mit viel Aufwand, um sich und der Welt die Legitimität des eigenen Staates zu beweisen. Und noch etwas: Aus dieser Einsicht ergibt sich zwingend, dass, wer seinen Staat – aus welchen Gründen auch immer – aufheben will, sich instinktiv gegen eine Jubelfeier zur Wehr setzen muss.

Das alles gilt auch für die Schweiz. Dabei ist festzustellen, dass unser Land die Schwelle zur Legitimität längst überschritten hat – spätestens 1648 durch die formelle Loslösung aus dem Deutschen Reich. Wenn heute dennoch behauptet wird, unser Staat bestehe nicht mehr allzu lange, so meinen jene Stimmen eigentlich nicht, die Schweiz werde demnächst von den Landkarten verschwinden. Sie meinen, dass unsere heutigen Herrschaftsverhältnisse durch andere abgelöst werden sollen.

Nun ist es tatsächlich so, dass jede herrschende Schicht in allen Staaten immer nur eine begrenzte Lebenschance, freilich von sehr unterschiedlicher Dauer, hat. Nicht alle Familien verhielten sich so geschickt wie die englische Königsfamilie. Sie gab Schritt für Schritt Machtanteile ab. Heute übt sie zwar keine Macht mehr aus, doch führt sie, sofern man materiellen Wohlstand und ständige Präsenz in der Regenbogenpresse als Lebensinhalt empfindet, ein beneidenswertes Dasein.

Ueberall ist es das gleiche: die herrschende Schicht kam irgend einmal an die Macht; sie verliert aber dann an Leistungskraft. Das gilt auch für die Schweiz. Der Freisinn erkämpfte sich 1848 im Rahmen der demokratischen Staatsordnung eine absolute Machtstellung. Schrittweise musste er seither Machtanteile abgeben. Erstmals 1891, zur 600-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft, wurde im Sinn der Versöhnung den Katholisch-Konservativen ein Bundesratsstiz abgetreten. In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts rückte die heutige SVP nach, und 1943, angesichts der Kriegsbedrohung, wurde die Sozialdemokratie erstmals in die Regierung aufgenommen.

Charakteristisch für unser Land ist die enorme Langsamkeit im Ablauf des Machtwechsels. Die Bevölkerung zog aus dieser politischen Stabilität grossen Nutzen. Es regen sich jedoch neue Kreise, die finden, sie hätten nur ungenügende Machtanteile. Gleichzeitig lernten die Regierungsparteien eine originelle Kunst: Sie begannen abwechselnd und erfolgreich sowohl die Rolle der Regierung wie der Opposition zu spielen. Das wirkte einige Jahrzehnte lang gut und originell, wird aber heute von manchen Leuten als überholt empfunden. Immer lauter erschallt der Ruf nach Veränderung.

Die unmittelbare Zukunft wird deshalb und noch mehr als Folge des stürmischen Wandels in Europa von Veränderungen gekennzeichnet sein. Unsere Aufgabe besteht also darin, die richtigen und nicht die falschen Veränderungen vorzunehmen.

Als ideales Thema bietet sich die Totalrevision der Bundesverfassung an. Erfahrene Beobachter glauben, diese von Wandel nur so funkelnde Arbeit an der Schweiz biete die sicherste Gewähr dafür, dass in unserem Land eine gefährliche Veränderung vermieden werden könnte. Unausweichlich scheint der Wandel auf dem Gebiet der Aussenpolitik. Durch die Integration in der EG, die Destabilisierung in Osteuropa und durch die deutsche Wiedervereinigung wird die Schweiz in einen schmerzvollen Anpassungsprozess gezwungen. Die Zeiten, da man unausgesprochen davon träumte, die beste Aussenpolitik sei es, keine Aussenpolitik treiben zu müssen, sind vorläufig vorbei.

Irgendwie müssen wir auf die Fragen antworten, die uns ein integriertes Europa stellt. Wer hofft, gescheiterte EWR-Pläne seien gleichbedeutend mit dem Entschluss zum Alleingang,

und damit sei das Thema Aussenpolitik vom Tisch, der täuscht sich. Die Abschottung würde aussenpolitisch viel höhere Anforderungen stellen als die heute noch so ungeliebten Verhandlungen mit der EG. Es bedurfte eines so widersprüchlichen und genialen Denkers wie Denis de Rougemont, um als einer der ersten die Idee von einem Europa der Regionen zu lancieren. Der Einsatz für ein solch föderalistisches Europa dürfte das lohnendste Ziel einer neuen schweizerischen Aussenpolitik sein.

Dass damit auch die Neutralität neu zu umschreiben ist und auf diese Weise allen Veränderungshungrigen ein weiterer schmackhafter Happen vorgeworfen werden kann, versteht sich.

Im übrigen ist die Schweiz bestens dafür gerüstet, die führende Nation im Rahmen der Blauhelmkontingente zu werden. Jahrhundertlang leisteten Schweizer aufgrund strenger vertraglicher Regeln Dienst in aller Herren Länder. Ausdrücklich durften diese Schweizer nur zu defensiven Zwecken eingesetzt werden.

Als ich vor einem Vierteljahrhundert angesichts des damaligen Zypernkonfliktes sagte, ich wäre bereit, mit meinem Regiment den Widerholungskurs in Zypern zu absolvieren, da löste dies bei meinen militärischen Vorgesetzten Entsetzen, bei meinen Soldaten vergnügtes Lächeln aus. Heute ist die Zeit reif – sagen wir: fast reif – für solche Ideen.

Zentraler Punkt in einer von Wandel ergriffenen Aussenpolitik ist der Ausbau unserer humanitären Rolle innerhalb der Völkerfamilie. Zu hoffen ist, dass sich der Schweizer nicht nur seines materiellen Wohlstandes, sondern auch seines Egoismus bewusst wird.

Uns allen sind die Bilder der auf der Flucht erfrorenen oder verhungerten Kurdenkinder noch gegenwärtig. Sie sind aber nur das gerade aktuellste Beispiel für die Armut der Welt im Vergleich zu unserem Wohlergehen. Auch um unseres eigenen Glücks willen haben wir das Unglück der verarmten Völker zu bekämpfen.

Als letztes Stichwort zur Veränderung sei gleichsam *pro memoria* an den unbestrittenen Zwang zur Oekologisierung der Wirtschaft erinnert.

Nach so viel Veränderungsfreude soll belegt werden, dass in jedem Staat zum Wandel auch die Konstanz gehört. Zu den Konstanten zählt der Schutz der Minderheiten. Lassen Sie mich diese Tradition an einem Beispiel anschaulich machen. Sie können es selbst überprüfen. Die Fraktionen der Regierungsparteien wählen derzeit ihre Vorsitzenden aus Minderheiten, aus einstigen Untertanenländern: Die Herren Couchepin und Darbellay kommen aus dem Unterwallis, Frau Mauch und Herr Fischer-Häggingen aus dem Aargau. Nicht viel anders steht es bei den Parteipräsidenten. Da jeder von Ihnen irgendetwas eine Minderheit vertritt, könnte man dieses Spiel über 246 Namen weiterführen. Nur die Kostbarkeit Ihrer Zeit verbietet mir diesen kleinen Wachhalteappell. Doch sei mir eine persönliche Bemerkung erlaubt: Die Bescheidenheit zwingt mich zur Vermutung, dass mir die Ehre, dieses Referat zu halten, natürlich nur deshalb zufiel, weil ich einer besonders kleinen parteipolitischen Minderheit angehöre und zudem ein friedlicher alter Mann bin, der als ganz ungefährlich gilt. (*Heiterkeit*)

Als Hauptsache bleibt: Die Schweiz besteht nur aus Minderheiten. Sie würde eine ihrer besten Tugenden verlieren, vergässe sie ihre Sorge für die Minderheiten.

Eng hängt damit das Ja zur Kleinräumigkeit zusammen. Es ist nicht leicht, sich zu einem Kleinstaat zu bekennen. Man verzichtet dabei auf vieles, auf Ruhm und Ehre, auf den Umgang mit den sogenannten Grossen der Welt. Für stark geltungsbedürftige Intellektuelle war dieser Verzicht immer schon recht anspruchsvoll. Karl Schmid hat dieses für die Schweiz so bezeichnende Problem schon 1963 in seinem Buch «Unbehagen im Kleinstaat» umfassend abgehandelt.

Minderheiten und kleinräumiger Föderalismus stellen sich im Ständerat dar. Wenn vorhin unbeschwert von Totalrevision der Verfassung gesprochen wurde, so muss nun beigefügt werden: Alles mögliche mag man abschaffen, nur bitte eines nicht, den Ständerat. (*Teilweiser Beifall*) Das schliesst nicht aus, der Kleinen Kammer, wie in den USA, besondere Kompetenzen einzuräumen.

Lange Zeit zeichnete sich die Schweiz, namentlich in den puritanisch reformierten Kantonen, durch eine demonstrativ einfache Lebenshaltung aus. Man durfte wohl vermöglich sein, doch sollte man seinen Reichtum nicht zeigen. Vielmehr galt, dass man Wohltätigkeit übte, ohne davon viel Aufhebens zu machen. Der wirtschaftlich Starke nahm sich der Schwächeren an. Das war christliche Lebensgestaltung, verbunden mit politischer Klugheit; auch für die Gegenwart sehr empfehlenswert.

Zu solchen zurzeit als altmodisch eingestuften Verhaltensformen gehört die Treue. Welche Grösse auch immer eine Gruppe von Menschen hat, ihre gemeinsame Ueberlebenschance wächst, wenn die Betroffenen einander Treue halten. Die Beziehung zur eigenen Heimat darf nicht zu einem Wegwerfartikel verkommen.

Damit gelangen wir zu einer Konstante von grösster Bedeutung. Seit 700 Jahren stehen an der Spitze unseres wichtigsten staatlichen Dokumentes die Worte: «Im Namen Gottes des Allmächtigen!» Natürlich bin ich mir bewusst, dass diese Anrufung Gottes heute Widerstände weckt. Dennoch, diese Beziehung zum Schöpfer unserer Welt gehört zu unserem Staatswesen. Als man vor zwanzig Jahren daranging, eine neue Verfassung auszuarbeiten, da versuchte man, die Anrufung Gottes zeitgemäss – und wie mir schien sinnvoll – zu konkretisieren, indem man schrieb: «Im Willen, den Bund der Eidgenossen zu erneuern; gewiss, dass frei nur bleibt, wer seine Freiheit gebraucht, und dass die Stärke des Volkes sich misst am Wohl der Schwachen; eingedenk der Grenzen aller staatlichen Macht und der Pflicht, mitzuwirken am Frieden der Welt.» Das ist die heutige Interpretation der Formel in der Bundesverfassung.

Das führt zur abschliessenden Bemerkung, zu dem, was ich die unsichtbare Schweiz nennen will. Wir alle blicken auf andere Menschen. Wir machen uns – obwohl wir das nicht tun sollten – zudem ein Bild von diesen Menschen. Dabei vergessen wir leicht, dass jedes Individuum neben seinen Eigenschaften, die wir wahrnehmen, noch andere hat, die wir nicht zu erkennen vermögen.

So geht es uns auch mit der Schweiz. Wohl können wir vors Haus treten und sehen dann die Schweiz unserer Tage. Daneben gibt es aber auch eine viel wichtigere, unsichtbare Schweiz. Da sind die Leistungen und Werke, die Siege und Niederlagen, die Zerwürfnisse und Versöhnungen, Verzicht und Opfer unserer Vorfahren. Unsere Kräfte wachsen bei weitem nicht nur aus dem, was sichtbar vor uns steht. Wir haben uns auch auf die unsichtbare Schweiz zu stützen. Es darf nicht sein, dass die Leiden und Opfer früherer Generationen vergessen werden.

Es darf nicht umsonst gewesen sein, dass sich Jörg Supersaxos Frau Margareta Lehner, als sie ihr 24. Kind erwartete, aus dem Wallis über die schon winterlichen Pässe nach Luzern an die Tagsatzung schleppte, um hier für die Befreiung ihres Mannes aus der Freiburger Kerkerhaft zu bitten.

Es darf nicht sein, dass der Solothurner Schultheiss Niklaus Wengi umsonst vor die Mündung eines Geschützes trat, um zu verhindern, dass sich Eidgenossen verschiedenen Glaubens töteten.

Es darf nicht sein, dass die Tränen der Nidwaldnerinnen, die ihre Männer und Söhne im Kampf gegen die Franzosen sterben sahen, umsonst vergossen wurden.

Es darf nicht sein, dass die Bitternis des alternden, verlachten Heinrich Pestalozzi, die unsägliche Einsamkeit Henri Dunants, vergessen werden.

Es darf nicht sein, dass Gertrud Kurz umsonst auf den Mont Pélerin pilgerte, um Bundesrat von Steiger mehr Menschlichkeit gegenüber Flüchtlingen abzutrotzen.

Alle diese Opfer und noch unzählige andere wurden im Dienste unseres Landes erbracht. Als unsichtbare Schweiz sind sie auch in diesem Saal gegenwärtig. Diese unsichtbare Schweiz ruft uns auf, unser Bestes einzusetzen für die Zukunft, für unsere Zukunft und für die Zukunft unserer Kinder. (*Grosser Beifall*)

Sur l'initiative du philosophe bâlois Isaak Iselin, un autre ressortissant de la cité rhénane, Johann Heinrich Gleser (1734–1773), publiâ en 1760 le texte latin jusque-là inconnu d'un pacte conclu par les Confédérés en 1291. Ce document gisait, oublié, depuis presque un demi-millénaire dans les archives du canton de Schwyz.

La publication de Gleser ne suscita guère d'écho et son auteur n'obtint pas la charge de professeur à l'université de Bâle qu'il escomptait, de sorte qu'il ne tarda pas à retourner au métier de boulangier qu'il avait repris de son père. Pourtant, aux yeux des historiens, et de tous ceux qui s'intéressent à l'histoire de notre pays, la découverte de Gleser eut le mérite de faire reculer de 24 ans l'origine de la Confédération à 1315. D'ailleurs le texte de 1291 fait expressément allusion à un pacte encore plus ancien, malheureusement jamais retrouvé. On ne connaît même pas de tentative de falsification.

Il va de soi que les confédérés de 1291 n'avaient nullement en tête un projet de démocratie moderne telle que nous la connaissons. Ils n'en ont pas moins constitué le noyau du pays qui prit par la suite, après maintes vicissitudes, le nom de Suisse. Du point de vue formel, donc, il n'existe aucune échappatoire: le 700<sup>e</sup> anniversaire de la Confédération doit être situé «début août 1991». Il est vrai que l'Europe centrale connut, il y a sept siècles, une multiplicité d'alliances entre Etats, ainsi qu'entre communautés agricoles. Pourtant, aucune d'entre elles n'a survécu jusqu'à nos jours. Pourquoi donc la Confédération a-t-elle fait exception?

Tout d'abord, il faut noter que les habitants des «cantons forestiers», les Waldstätten, quoique se recrutant surtout parmi les paysans, les bûcherons, les bateliers et les propriétaires terriens, surent établir des alliances avec les villes franches qu'étaient Zurich et Berne. Les campagnes comme les villes avaient en commun la volonté de se libérer de la tutelle de la noblesse environnante. On était certes pauvre, matériellement et culturellement, mais on n'en manifestait pas moins une volonté obstinée d'indépendance républicaine. On était surtout doué pour l'art militaire, et on considérait le métier de soldat comme une honorable profession d'appoint. On créa donc une alliance très souple, qui fut vite jugée dérangeante par les voisins, en raison de l'enthousiasme expansif et conquérant qu'elle soulevait. Les alliés se firent rapidement, ensemble ou séparément, des pays sujets, étendant ainsi leur influence à une zone qui dépassait de loin en superficie le territoire originaire de la Confédération. La plupart du temps, ils s'approprièrent les droits des nobles qu'ils en avaient chassés. Ces nouveaux maîtres furent souvent tolérés, car ils apportaient au peuple une plus grande sécurité que la noblesse, souvent peu soucieuse du sort de ses sujets.

Si critique que soit le regard que l'on jette sur cette époque, force est d'admettre que les confédérés s'efforcèrent de modérer leur ardeur guerrière par des normes éthiques, de telle sorte qu'ils parvinrent progressivement à humaniser la vie quotidienne et à régler les conflits internes par la négociation plutôt que par la force des armes.

L'expansion à travers les frontières linguistiques amena l'Etat embryonnaire à s'étendre sur quatre régions culturelles différentes. C'est ainsi que la Suisse est devenue un cas particulier. Même si certains détestent cette expression, la Suisse n'en reste pas moins, même de nos jours, un cas à part. Pourtant on ne pouvait nullement parler de parité des langues dans l'Ancienne Confédération. Ce n'est qu'à partir de la République Helvétique qu'une telle égalité fut affirmée. Et il fallut attendre l'intégration européenne pour que le plurilinguisme apparaisse comme un bien désirable.

Historiquement, l'expansion se fit surtout en direction de l'Italie. Emmenés par les Uranais et les Schwytzois, les anciens confédérés débouchèrent jusque dans la plaine du Pô. Soyons réalistes: nos ancêtres considéraient l'actuel Tessin comme un pays sujet. En outre, les qualités politiques et administratives des baillis variaient fortement de l'un à l'autre. Malgré tout, les vallées italophones parvinrent à préserver et à développer leur propre culture, tout en s'associant progressivement à la Confédération.

Résistant à l'habituel lyrisme des Suisses découvrant le Sud des Alpes, je renoncerais à célébrer le beau canton du Tessin comme une terre de villégiature à l'idiome sympathique. Je crois qu'il convient plutôt d'exprimer notre respect pour l'attachement de la communauté italophone à ses propres valeurs. J'aimerais citer à ce propos deux exemples illustrant la vitalité actuelle du peuple tessinois.

Alors que Francesco Chiesa, qui fut à la fois poète et animateur de la vie culturelle et qui figure à ces titres parmi les plus grands de notre siècle, fêtait ses 70 ans, son éditeur lui proposa, en guise d'hommage, de publier ses oeuvres complètes. Chiesa refusa, évoquant les oeuvres qu'il comptait publier durant les 30 prochaines années .... projet qui se réalisa puisqu'il poursuivit son activité créatrice jusqu'à sa mort, survenue dans sa cent-deuxième année.

Plus près de nous dans le temps, Mario Botta est probablement l'architecte suisse contemporain le plus connu dans le monde. S'il devient lui aussi centenaire, nul doute que l'on trouvera ses oeuvres sur tous les continents.

Quant à l'attachement que nous avons pour notre minorité rhéto-romane, je l'exprimerai avec un brin de poésie en langue romanche due à la plume d'Andri Peer, avec lequel j'ai été lié d'amitié pendant de nombreuses années:

FLUORS CHADAINA

(GRAINES DE DENT-DE-LION)

Il vent as piglia  
in svoul  
cur ch'el vuol,  
cha vus nu savais  
ingio cha vus gias

Emportées par le vent  
dans son vol  
imprévisible,  
nul ne sait quand  
et nul ne sait où)

Mais retournons à notre histoire: à la diversité linguistique vint s'ajouter au 16<sup>e</sup> siècle le clivage confessionnel, qui obligea la Suisse à apprendre la tolérance religieuse.

C'est aussi pendant ce siècle que la Confédération commença à modérer sa politique expansionniste pour devenir un Etat se suffisant à lui-même. Les visées conquérantes furent remplacées par le service à l'étranger. La Suisse acquit ainsi une place durable et incontestée dans la famille des nations européennes. Pourtant, figé dans ses structures, notre pays connut un réveil brutal en 1798, finissant par trouver, en 1848, une forme qui a perduré dans ses grandes lignes jusqu'à nos jours.

Depuis lors, la Suisse a connu le privilège d'une grande stabilité liée à une prospérité matérielle croissante. On ne doit pas ignorer, à ce propos, que c'est grâce à une heureuse combinaison de chance et d'habileté que notre pays a échappé aux rivalités entre les grandes puissances.

Il est vrai que la longue période de tranquillité dont a joui la Suisse incite à tenir beaucoup de choses pour acquises. Est-ce pour cela que la célébration du 700<sup>e</sup> anniversaire suscite tant de critiques? Certains parlent de malaise. D'autres affirment qu'ils n'ont rien à fêter. L'humeur semble plutôt à la «sinistrose». Les écologistes sont tristes parce que l'invasion de l'automobile semble s'accélérer. Les divisionnaires sont moroses et se plaignent de manquer de places d'armes et d'avions de combat. Les paysans sont découragés parce qu'ils craignent un démantèlement des subsides agricoles. Et les députés ronchonnent parce que les sessions extraordinaires se multiplient ....

L'an dernier, à l'approche du Premier Août, Friedrich Dürrenmatt, particulièrement apprécié dans cette auguste enceinte, rappelait fièrement avoir déclaré en 1946 que la Suisse pourrait bien se dissoudre comme un morceau de sucre dans l'eau.

Difficile d'ignorer une telle affirmation. Toutefois, il ne sert à rien de vouloir tout dramatiser. Il vaut mieux rappeler les réalités historiques qui ont présidé à la formation de notre pays. Les nations sont des organismes vivants. Elles naissent, grandissent ou dépérissent, évoluant constamment. En vieillissant, elles deviennent plus solides. Un Etat vieux de plusieurs siècles ne saurait disparaître purement et simplement de la carte. La Suisse l'a prouvé en 1798: engloutie par la Révolution française, elle est réapparue en 1815, dans des frontières mieux définies. Et nous

pouvons être sûrs qu'elle saura encore s'affirmer, dans le présent comme à l'avenir.

Une telle assertion mérite sans doute d'être étayée. Tous les Etats, à quelques rares exceptions près, se sont constitués de la même manière. Une population commence par soumettre ou chasser les habitants d'un territoire pour s'y établir. Si les conquérants réussissent à maintenir leur pouvoir pendant une période prolongée, ils finissent par ne plus passer pour usurpateurs. Leur souveraineté devient légitime. Le temps qui s'écoule et le renforcement des habitudes ont toujours joué un rôle déterminant dans la conscience collective des peuples.

Nous avons été récemment témoins d'événements dramatiques. Après une guerre qu'elle avait elle-même provoquée, l'Allemagne défaite en 1945 fut mise au ban des nations, divisée, et rayée de la carte en tant qu'Etat unitaire. Nous avons vu comment ce jugement a été annulé, moins d'un demi-siècle plus tard. Et qui plus est, la réunification ne s'est pas faite subrepticement, mais dans un élan d'enthousiasme qui a stupéfait le monde entier. Il n'est guère possible de mieux illustrer la puissance irrésistible des forces historiques.

Illustrons cette théorie par un contre-exemple, tout aussi actuel. Les Kurdes, au nombre de quelque 20 millions, forment un peuple, avec une langue et une culture propres. Comme les Suisses, ce sont surtout des montagnards. Maintes fois, ils ont tenté d'étendre leur emprise sur les plaines. Pourtant, ils n'ont jamais réussi à s'y établir de manière suffisamment durable pour atteindre le seuil de la légitimité. Ils sont restés, jusqu'à nos jours, un exemple tragique de population ballottée entre des voisins plus puissants.

Tout Etat, conscient de l'importance de la durée, cherche à se donner une histoire remontant aussi loin que possible dans le temps. On s'efforce de fêter des événements aussi anciens que possible, afin de prouver, à soi-même et au monde, la légitimité de la patrie. Il en résulte que quiconque veut contester l'Etat, pour quelque motif que ce soit, s'oppose instinctivement à toute fête commémorative.

Il en va de même chez nous, même si notre pays a depuis longtemps atteint le seuil de sa légitimité (ne serait-ce qu'en 1648, lors de la rupture formelle avec l'Empire germanique). Si certains prétendent encore que notre Etat n'est pas appelé à durer, ils ne veulent pas dire par là que la Suisse sera prochainement rayée de la carte. Ils croient plutôt que notre souveraineté actuelle sera remplacée par une autre.

Il est vrai que, dans tout Etat, la classe dominante ne maintient son hégémonie que pendant une période limitée, plus ou moins longue. Elle n'a pas toujours su se maintenir au pouvoir avec autant d'habileté que la famille royale d'Angleterre, par exemple, laquelle a abandonné progressivement tous les aspects du pouvoir, sans renoncer aux privilèges de la richesse et de la célébrité.

Le phénomène historique est toujours semblable: un groupe dominant parvient au pouvoir, puis commence à perdre progressivement sa puissance. Ceci est vrai en Suisse, où les radicaux sont parvenus à une position de force dans l'ordre démocratique de 1848. Puis, petit à petit, ils ont dû abandonner des parcelles de leur pouvoir. En 1891, pour la première fois, à l'occasion du 600<sup>e</sup> anniversaire de la Confédération, un poste de conseiller fédéral fut cédé aux catholiques conservateurs, en guise de réconciliation. Au cours des années 20, ce fut au tour des agrariens (les précurseurs de l'actuelle UDC), et en 1943, devant la menace de guerre, la social-démocratie fut enfin accueillie au sein du gouvernement.

Notre pays se caractérise cependant par l'extrême lenteur du changement. Une telle stabilité politique profite à la population en général. Il n'en reste pas moins que de nouveaux groupes apparaissent, qui estiment leur part du pouvoir insuffisante. Les partis gouvernementaux ont appris à perfectionner l'art de tenir à la fois le rôle du gouvernement et de l'opposition. Cette formule a bien fonctionné pendant plusieurs décennies. Actuellement, elle est jugée plutôt ennuyeuse par beaucoup de gens. Les voix qui réclament des changements se font de plus en plus stridentes.

L'avenir sera inmanquablement caractérisé par le changement, dans le sillage des bouleversements récents qui ont se-

coué l'Europe. Notre tâche consiste à opérer, sans nous tromper, les changements qui iront dans le sens de l'Histoire.

Une révision totale de notre Constitution fédérale serait un excellent moyen de marquer notre volonté de renouveau. Des observateurs chevronnés de la vie politique pensent qu'une telle entreprise serait le meilleur moyen d'éviter que notre pays s'engage dans des voies périlleuses.

La politique extérieure est particulièrement sensible à ces bouleversements. L'intégration européenne, la déstabilisation en Europe de l'Est, la réunification de l'Allemagne, entraîneront inévitablement notre pays dans un processus douloureux d'adaptation. Les temps où l'on croyait que la meilleure politique étrangère était l'absence de politique sont définitivement révolus.

Nous sommes contraints de relever les défis que nous lance une Europe en voie d'intégration. Quiconque espère que l'échec des négociations sur l'Espace économique européen signifierait un retour à l'isolement de la Suisse se fait des illusions. Un tel échec soumettrait la Suisse à des exigences beaucoup plus lourdes que celles auxquelles elle doit faire face actuellement dans ses négociations avec la Communauté. Le penseur génial qu'a été Denis de Rougemont a eu le mérite d'être parmi les premiers à lancer l'idée d'une Europe des régions. L'engagement en faveur d'une Europe fédérée devrait être l'objectif le plus gratifiant d'une nouvelle politique extérieure de la Suisse.

Il va de soi que dans ce contexte la neutralité sera elle aussi à redéfinir, ce qui devrait mobiliser tous ceux qui sont avides de changement.

Au demeurant, la Suisse est bien préparée pour participer aux contingents de casques bleus de l'ONU. Pendant des siècles, des Suisses se sont mis, sur la base de conventions précises, au service des nations les plus diverses. Une des conditions expresses était de n'oeuvrer qu'à des fins défensives.

Lorsque, il y a un quart de siècle, j'affirmais, à l'occasion du conflit de Chypre, que j'étais prêt à effectuer avec mon régime un cours de répétition sur cette île, j'ai provoqué l'indignation de mes supérieurs et le sourire sceptique de mes soldats. Depuis, les temps ont changé, et les esprits sont - presque - mûrs pour de telles idées.

L'objectif primordial de notre politique extérieure, dans un monde en pleine mutation, est le développement de notre action humanitaire au sein de la communauté des peuples. Il faut espérer que les Suisses prendront conscience que leur prospérité matérielle tend à s'accompagner d'un égoïsme croissant.

Les images des enfants kurdes morts de faim et de froid durant leur fuite sont encore présentes dans nos esprits, mais ce n'est là que l'exemple le plus récent de l'insupportable misère du monde, par contraste avec notre opulence. En fin de compte, c'est aussi pour notre propre bonheur que nous devons lutter contre la misère des peuples démunis.

Toujours sous le signe du changement, il faut encore mentionner, ne serait-ce que pour mémoire, les contraintes écologiques toujours plus fortes auxquelles l'économie est soumise.

Parmi les constantes de notre pays figure en bonne place le respect des minorités. Permettez-moi d'illustrer cette tradition par un exemple emprunté à votre propre situation. Il arrive fréquemment qu'un organe parlementaire élise à sa présidence un représentant d'une minorité linguistique, donc un ressortissant des anciens pays sujets, même si ceci ne concerne que les partis gouvernementaux. Ainsi, MM. Couchepin et Darbellay viennent du Bas-Valais, Mme Mauch et M. Fischer-Häggingen d'Argovie. Il en va de même des chefs de partis. Et comme chacun d'entre vous représente en quelque sorte une minorité, on pourrait se livrer à ce petit jeu avec 246 noms. Mais votre temps est trop précieux, de sorte que je me contenterai de faire une remarque personnelle. La modestie me porte à croire que si vous m'avez fait l'honneur de me choisir pour tenir cette allocation, c'est sans doute aussi parce que j'appartiens à une petite minorité politique, et peut-être parce que, étant donné ma personnalité de vieil homme paisible, on m'a jugé particulièrement inoffensif.

Une conclusion s'impose: la Suisse est faite de minorités. Elle perdrait une de ses principales vertus si elle oubliait de se préoccuper du sort de ses communautés les plus petites.

Notre pays se caractérise aussi par son goût pour les ensembles de faible dimension. Il n'est pas facile de s'identifier à un petit Etat. Il nous oblige à renoncer à d'excessives prétentions à la gloire. Pour les intellectuels particulièrement ambitieux, ce renoncement n'est guère facile. Karl Schmid en a fait une analyse à la fois psychologique et politique dans son ouvrage de 1963 sur le «complexe du petit Etat».

Respect des minorités et fédéralisme sous-tendent tout spécialement le Conseil des Etats. Je faisais allusion tout à l'heure à la révision totale de la constitution. Or, une chose en tout cas me paraît souhaitable: le maintien de la chambre des cantons. On pourrait même, à l'instar des Etats-Unis d'Amérique, confier à notre «sénat» des attributions spécifiques.

Pendant longtemps, la Suisse, tout particulièrement dans les cantons réformés, à tradition puritaine, on a cultivé la simplicité des moeurs. La quête du bien-être n'est certes pas condamnable, mais on ne devrait pas faire étalage de sa richesse. Au contraire, il faut soutenir les oeuvres de bienfaisance, avec discrétion. Ainsi, les classes favorisées assurent le bien-être des démunis, associant ainsi charité chrétienne et savoir-faire politique. Parmi les vertus jugées un peu démodées, il y a la fidélité. Quelle que soit la force numérique d'une communauté, ses chances de survie sont d'autant meilleures que ses membres font preuve de constance. Le lien qui est le nôtre avec notre petite patrie ne doit pas devenir un article de consommation jetable après emploi.

Et nous touchons ici à l'un des fondements de notre pays. Depuis 700 ans, nous avons fait figurer en tête de nos principaux documents les mots «Au nom de Dieu Tout-Puissant». Je sais bien que cette invocation suscite aujourd'hui des critiques. Pourtant, cet appel au Créateur de l'Univers fait partie intégrante de notre nation. Lorsqu'on voulut, il y a une vingtaine d'années, élaborer une nouvelle constitution, on s'efforça de reformuler l'invocation d'une manière plus contemporaine, et, je crois, particulièrement judicieuse: «Le peuple et les cantons de la Suisse, résolus à renouveler l'alliance des Confédérés, conscients que seul restera libre celui qui use de sa liberté, sachant que la force d'une communauté se mesure au bien-être du plus faible de ses membres, reconnaissant les limites du pouvoir de l'Etat, soucieux du devoir qui leur incombe, de contribuer à la paix du monde, ont arrêté la Constitution que voici» (préambule au projet de constitution de 1977).

Ceci m'amène à une remarque finale sur la Suisse «invisible». Nous jetons tous, que nous le voulions ou non, un certain regard sur nos semblables. Nous nous faisons d'eux une image. Ce faisant, nous oublions facilement que chaque individu possède, outre ses caractéristiques manifestes, accessibles à tous, d'autres, qui restent secrètes.

Il en va de même de notre pays. Nous avons tous une certaine image de la Suisse contemporaine. Or, derrière elle, il y a une autre Suisse, invisible, mais essentielle, constituée par l'ensemble des travaux et des accomplissements, des victoires autant que des défaites, des querelles mais aussi des réconciliations, enfin des renoncements et des sacrifices de nos ancêtres. Nos forces ne jaillissent pas seulement de la Suisse contemporaine, telle qu'elle apparaît à nos yeux, mais aussi de cette Suisse invisible que je viens d'évoquer. Il ne faut pas que les souffrances et les épreuves des générations qui nous ont précédés soient oubliées.

Il ne faut pas que Margareta Lehner, épouse de Jörg Suter, enceinte de son vingt-quatrième enfant, soit venue en vain du Valais à la Diète de Lucerne, pour demander la libération de son mari détenu dans une prison fribourgeoise.

Il ne faut pas que l'avoyer soleurois Niklaus Wengi se soit planté devant la bouche d'un canon pour éviter que les confédérés de confession différente se massacrent mutuellement; ni que les larmes des femmes de Nidwald, qui virent leurs maris et leur fils mourir au combat contre les troupes françaises, aient été versées en vain.

Il ne faut pas que l'amertume d'Henri Pestalozzi vieillissant et accablé par les railleries de ses contemporains, et la solitude d'Henri Dunant, tombent dans l'oubli; ni que Gertrud Kurz ait escaladé en vain le Mont-Pélerin pour demander au Conseiller fédéral von Steiger de faire preuve de plus d'humanité à l'égard des réfugiés.

Tous ces efforts et ces sacrifices, parmi tant d'autres, furent accomplis pour la patrie qui est la nôtre. Ils appartiennent à cette Suisse invisible, qui n'en est pas moins présente dans cette auguste enceinte. Cette Suisse invisible nous appelle, elle nous invite à donner le meilleur de nous-mêmes pour construire l'avenir, le nôtre et celui de nos enfants.

Su iniziativa dell'illuminista basilese Isaak Iselin, Johann Heinrich Gleser (1734-1773), anche lui basilese, ha pubblicato nel 1790 una lettera in latino, fino ad allora sconosciuta, della lega dei cantoni forestali datata del 1291. Il documento era rimasto, per quasi mezzo secolo, nell'archivio svizzero senza evocare attenzione.

A Gleser la pubblicazione non portò molti frutti. Gli fu negata la sperata nomina di professore all'Università di Basilea. Non gli restò altro che ritornare ad esercitare il mestiere di suo padre: panettiere di pane bianco. Diventò pur sempre scrittore nella corporazione dei panettieri. Anche la collettività non prestò molta attenzione alla scoperta di Gleser. Per gli amanti della storia questo documento invecchiava la Confederazione di 24 anni, il patto più antico era allora datato del 1315. Questo fatto concerne pure noi. Nel patto del 1291 viene chiaramente fatto allusione ad una precedente lega; finora, purtroppo, non disponiamo di prove e neppure di una contraffazione.

Coloro che avevano stipulato il patto non disponevano di un esempio democratico come ai nostri giorni. Diedero nascita, dopo molti contraccolpi, al nucleo chiamato Svizzera. Finora dunque non esistono delle prove per confutare che il 700° della Confederazione cade all'inizio di agosto.

700 anni orsono nell'Europa centrale si stipularono parecchie leghe tra le città come pure tra i contadini; nessuna è sopravvissuta fino ad oggi. Come mai la Svizzera rappresenta un'eccezione?

Bisogna ricordare che gli abitanti dei tre cantoni forestali, che erano degli allevatori, degli orlatori, dei navigatori e dei proprietari terrieri, avevano stipulato delle alleanze con città libere dell'impero in particolare con Zurigo e Berna. Queste regioni e queste città attingevano la forza dal loro allontanamento dalla vicina nobiltà. Erano poveri sia materialmente che a livello culturale, ma erano dei repubblicani convinti. Erano pure degli abili soldati e il soldo rappresentava un'occupazione secondaria degna di stima. E' così che prese forma questa alleanza la cui sete di estensione fu vista con disturbo dai vicini. I cantoni forestali cercarono subito delle regioni da sottomettere e col passare del tempo la superficie di queste regioni superava quella dei 3 cantoni. Quasi sempre i confederati adottavano i diritti della nobiltà scacciata. I nuovi signori venivano tollerati perché accordavano alla popolazione più sicurezza della nobiltà spesso disinteressata.

Uno sguardo critico verso questa espansione deve anche tener conto del fatto che i confederati si sforzavano, in caso di guerra, di adottare delle norme etiche. Gradualmente riuscirono a dare un senso umano alla vita quotidiana e a risolvere le discussioni interne con negoziati al posto di prendere le armi.

L'espansione territoriale fece sì che nel giovane Stato fossero presenti quattro diverse regioni linguistiche. E così la Svizzera divenne un caso a parte, e anche se molti non lo vogliono ammettere, la Svizzera è tutt'ora un caso a parte. All'epoca non si poteva parlare di uguaglianza linguistica. Solo l'Elvezia diede avvio a questo concetto, e con l'avvento del più giovane movimento di integrazione europea le quattro lingue nazionali divennero una specie di mito.

Nel corso della storia la regione di lingua italiana era territorialmente la più vasta. Si inoltrava fino alla pianura del Po ed era sotto il protettorato svizzero e urano. Ma restiamo realisti: i confederati consideravano il Ticino un suddito. Inoltre le capacità politiche dei balivi, gentilmente espresso, potevano variare. Ciò nonostante le vallate di lingua italiana svilupparono la loro cultura e si unirono al resto della Svizzera.

Ancora più significativa fu l'espansione dei confederati nella regione romanda. Lo svizzero tedesco che volge la sua attenzione sulla Svizzera romanda non smetterà di essere meravigliato dalla ricchezza dei suoi aspetti culturali e dell'impatto che ha avuto sulla nostra storia. Uno zurighese constaterà che gra-

zie alla politica consumata dalla Berna patrizia, ha avuto luogo l'espansione verso le contrade occidentali e meridionali del nostro Paese e la loro integrazione in un insieme statale equilibrato.

Penso d'altronde che dovremmo rinunciare, in qualità di svizzeri tedeschi, a utilizzare l'espressione «Romandie» quando parliamo di questa parte della nostra patria.

Che cosa sarebbe la Svizzera, vista nella sua integrità, senza l'abbazia di St-Maurice, l'antico Agaunum, da dove partirono, come ci dice la tradizione cristiana, santa Verena, san Felix e santa Regula per diffondere il loro messaggio di pace nelle contrade situate a nord delle Alpi?

Che cosa sarebbe la Svizzera senza il Canton Vaud che sa unire l'urgente bisogno di libertà di un maggior Davel alla fiera coscienza di uno Stato solidamente strutturato?

Che cosa sarebbe la Svizzera senza Jean Calvin, Jean-Jacques Rousseau, Pictet de Rochemont, il generale Dufour o Henri Dунant, personalità che irradiano l'Europa?

Che cosa sarebbe la Svizzera senza l'entusiasmo che s'impadronì dell'anima elvetica, al momento delle minacce della Prussia nel 1856, il cui fervore patriota fece sì che Le Corbusier, Blaise Cendrars, nativi di La Chaux-de-Fonds, non fossero soggetti al re di Prussia ma cittadini della Repubblica e Canton di Neuchâtel?

Che cosa sarebbe la Svizzera senza Jean Tinguely, questo friburghese astuto la cui simpatica malignità svela con umore le debolezze della nostra epoca? E per concludere che cosa sarebbe la Svizzera senza il suo ultimo venuto, il Canton Giura, la cui genesi e il cui sviluppo mostrano che ancora oggi siamo capaci di risolvere, con l'aiuto dello sforzo politico, i delicati problemi di convivenza?

La stima verso le minoranze linguistiche latine viene espressa in questa corta poesia di Anri Peer, un amico di lunga data, che porterà una ventata di poesia in questa sala:

FLUORS CHADAINA

(SOFFIONE)

Il vent as piglia  
in svuol  
cur ch'el voul,  
cha vus nu savais  
ingio cha vus gias

In volo, quando vuole,  
vi prende il vento  
e vi porta lontano  
senza che nessuno sappia  
l'ora e il posto)

Dopo questa parentesi dedicata alle quattro regioni linguistiche del nostro Paese passiamo ora al decorso storico. Oltre alla molteplicità linguistica-culturale nel 16° secolo ebbe luogo lo scisma. Quest'ultimo insegnò alla Svizzera la tolleranza religiosa e ideologica.

La Confederazione, sempre in via d'espansione, si trasformò nel 16° secolo in uno Stato di poche pretese. L'aggressività veniva esportata con il soldo. La Svizzera diventò uno Stato che occupò un posto indiscusso nella famiglia europea. Si irrigidì nel 18° secolo e nel 1798 dovette farne le spese. Ma lo Stato si riprese nel 1848 e la forma di allora è tuttora presente.

Da allora la Svizzera gode di una grande stabilità e di un benessere materiale in continuo aumento. Non bisogna ignorare che la Svizzera seppe far fronte alla rivalità delle grandi potenze mescolando la saggezza alla fortuna. Nel frattempo l'attuale stabilità è vista come una normalità.

Proprio adesso, nell'ambito dei festeggiamenti per il 700°, si annuncia malessere e critica. Il malumore si propaga. Molti affermano che non hanno motivo di unirsi ai festeggiamenti. Il neologismo «Trauerarbeit» è diventato in. Gli ecologisti sono tristi perché sempre più macchine invadono le strade. I divisionari sono tristi perché dispongono di troppo pochi arsenali e aerei. I contadini sono indignati perché i dazi possono scomparire da un momento all'altro. I parlamentari sono stizziti perché devono prendere parte a sempre più sessioni straordinarie, e la lista potrebbe allungarsi.

In occasione della festa nazionale del 1° agosto dello scorso anno, Friedrich Dürrenmatt, molto stimato in questa sala, ha fieramente ammesso che nel 1946 aveva dichiarato che la Svizzera poteva, un giorno o l'altro, sciogliersi in un bicchiere d'acqua come una zolletta di zucchero.

Un'affermazione di questa portata non è elusiva. La risposta non deve portare ad un'evasione nel pathos, bensì deve essere formulata con dei richiami storici obiettivi.

Gli Stati sono organismi che crescono, si rimpiccioliscono e si trasformano. Più invecchiano e più diventano tenaci. Uno Stato con parecchie centinaia di anni alle spalle non scompare dalla carta geografica in un momento di debolezza e la Svizzera l'ha già dimostrato. Nel 1798 fu vittima dell'armata della rivoluzione francese e nel 1815 era di nuovo come un tempo, con frontiere compatte. E questo vale pure per il presente.

Una tale motivazione abbisogna di precisazioni. Tutti gli Stati, con poche scurrili eccezioni, sono nati allo stesso modo. Un gruppo ne ha sottomesso un altro oppure lo ha scacciato da una regione per installarsi al suo posto. Se si riesce a rimanere parecchi anni nella stessa regione, ci si dimentica allora dello stigma dell'usurpazione; i nuovi padroni diventano legittimi. Nel pensiero delle popolazioni il tempo e l'abitudine giocano un ruolo essenziale, spesso un ruolo inconsapevole.

E voi eravate testimoni di questo fatto. Dopo che la Germania districò la guerra, nel 1945 fu ufficialmente giudicata, divisa in quattro e per sempre cancellata dalle carte geografiche in qualità di Stato sovrano. Voi tutti eravate testimoni di come questo giudizio sia mutato dopo 50 anni. Tutti hanno potuto assistere all'esplosione di entusiasmo suscitato dalla riunificazione della Germania. Non si potrebbe rappresentare meglio l'impeto irresistibile della storia.

Possiamo dimostrare questa teoria con un controesempio di grande attualità. La popolazione curda si aggira attorno ai 20 milioni, ha una propria lingua e cultura. E' oriunda delle montagne come la popolazione svizzera anche se dispone di pianure quali zone d'insediamento. Non riusci mai a mantenere le sue rivendicazioni a lungo per permetterle di essere riconosciute e rispettate. Perciò ora si trova in balia dei suoi vicini.

Gli Stati sanno l'importanza che assume la loro età, ognuno cerca da sempre di riportare la nascita del proprio Stato ad una data più remota. Ovunque si celebrano degli anniversari con molto dispendio, per dimostrare a sé stessi e al mondo la legittimità del proprio Stato. A questo proposito vorrei aggiungere con convinzione che coloro che vogliono abolire lo Stato per qualsiasi motivo, si oppongono di conseguenza ai festeggiamenti di un giubileo.

Questo vale pure per la Svizzera. Non dobbiamo dimenticare che il nostro Stato ha varcato da molto la soglia della legittimità - dal 1648 al più tardi con la formale liberazione dall'impero tedesco. Coloro che oggi affermano che il nostro Stato ha vita breve, non intendono dire che la Svizzera scomparirà dalle carte geografiche, ma affermano che il nostro attuale rapporto di potere deve cambiare.

E' risaputo che le classi sociali dominanti hanno vita breve in ogni Stato. Non tutte le famiglie regnanti si comportarono come la famiglia reale inglese che rinunciò a poco a poco al potere. Attualmente non esercita più nessun potere, ma, fino a quando i messaggi dei rotocalchi risconteranno così tanto interesse, la loro esistenza rimarrà al centro dell'attenzione.

Si può osservare ovunque che le classi sociali regnanti che arrivano al potere col passare del tempo perdono la loro potenza. E ciò vale pure per la Svizzera. Il liberalismo ottenne nel 1848, nell'ambito dell'ordine democratico, un grande potere. Col passare del tempo dovette rinunciare ai suoi poteri. La prima volta fu nel 1891, al momento delle celebrazioni del 600° della Confederazione, quando, in segno di riconciliazione con i cattolici conservatori, dovette cedere un seggio al Consiglio federale. Negli anni 20 subentrò l'attuale UDC, e nel 1943, in vista della guerra, furono ammessi per la prima volta nel governo i democratici.

Una caratteristica del nostro Paese è la lentezza del cambiamento del potere. La popolazione ha tratto parecchi privilegi da questa stabilità politica. Allo stesso tempo i partiti di governo impararono un'arte originale: incominciarono a turno e con successo ad assumersi allo stesso tempo il ruolo di governo e di opposizione. E ciò esercitò un effetto positivo per molti decenni anche se attualmente parecchi lo trovano sorpassato. Sempre più forte risuona l'appello al cambiamento.

Il prossimo futuro sarà contraddistinto da cambiamenti provocati pure dalle burrascose trasformazioni che si stanno verifi-

cando in Europa. Il nostro compito è quello di mettere in atto dei cambiamenti giusti. La totale revisione della Costituzione si presta come ideale tema. Osservatori con-esperienza sono convinti che le trasformazioni attualmente in atto in Svizzera non siano pericolose.

Il cambiamento della politica estera sembra inevitabile. Con l'integrazione nella CEE, la destabilizzazione dell'Europa dell'est e con la riunificazione tedesca la Svizzera si trova di fronte ad un doloroso processo d'adattamento. I tempi in cui si pensava che la migliore politica estera fosse quella di non farne sono ormai tramontati.

In qualche modo dobbiamo rispondere alle domande che ci pone un'Europa unita. Chi crede che i falliti negoziati per lo spazio economico europeo portino all'isolamento e che la politica estera non sia più un tema di discussione, si sbaglia. L'isolamento costerebbe molti più sforzi che le attuali trattative con la CEE. Era necessario che un pensatore geniale e allo stesso tempo contraddittorio come Denis de Rougemont abbia lanciato per primo l'idea di un'Europa suddivisa in regioni. Il contributo per la realizzazione di un'Europa federalista dovrebbe essere lo scopo di una nuova e proficua politica estera svizzera. E' chiaro che si dovrebbe rivedere il concetto di neutralità e per coloro che adorano i cambiamenti ciò rappresenta un bocconcino prezioso.

Ma non dimentichiamo che la Svizzera è molto ben equipaggiata e potrebbe diventare la nazione di primo piano nel contesto del contingente dei caschi blu. Durante parecchi secoli la Svizzera ha prestato servizio in diversi Paesi a causa di severe regole contrattuali. Gli svizzeri venivano impiegati in un conflitto solo in caso di difesa.

Quando 25 anni orsono, in considerazione del conflitto di Cipro, dissi che mi sentivo preparato con il mio reggimento ad assolvere il corso di ripetizione sull'isola, i miei superiori furono scioccati e i miei soldati avevano un'espressione divertita. Ma ora i tempi sono maturi, diciamo quasi maturi per questo tipo di idee.

Un punto centrale nella politica estera contraddistinta da cambiamenti dovrebbe essere lo sviluppo del nostro ruolo umanitario nel mondo intero. E' da sperare che lo svizzero non si renda solo conto del suo benessere ma anche del suo egoismo.

Ci ricordiamo tutti ancora delle immagini rappresentanti dei bambini curdi in fuga, affamati e in preda al freddo. Ma questo è solo uno tra i tanti esempi che ci fanno ricordare il nostro benessere. Per assicurarci la nostra buona sorte dobbiamo cercare di lottare contro la malasorte delle popolazioni povere.

Come ultimo spunto vorrei ricordarvi il problema dell'economia obbligata ad adattarsi alle esigenze ambientali. Ma non bisogna dimenticare che alla base dei cambiamenti ci deve essere una costante. Quando si parla di costante ci riferiamo pure alla protezione delle minoranze. Lasciatemi presentare questa tradizione citando un chiaro esempio che potrete verificare personalmente. Le frazioni dei partiti di governo scelgono attualmente i loro presidenti dalle minoranze, da regioni sottomesse di un tempo, i signori Couchepin e Darbellay provengono dal Vallese, la signora Mauch e il signor Fischer-Hägglinden da Aarau. E per quanto riguarda i presidenti dei partiti la cosa non cambia di molto. Ognuno di voi rappresenta una minoranza e potremmo continuare citando più di 246 casi. Ma il vostro prezioso tempo non me lo consente. Ma permettetemi ancora una constatazione: La modestia mi spinge a credere, che se ho l'onore di tenere questa relazione sia perché io appartengo ad una minoranza politica e perché sono un uomo vecchio e non pericoloso.

L'importante rimane: la Svizzera è composta da minoranze. Se dimenticasse le minoranze perderebbe le sue migliori virtù.

E questo è intimamente legato all'accettazione del nostro piccolo spazio. Non è semplice riconoscersi in qualità di piccolo Stato. Si deve rinunciare alla gloria, agli onori e ai rapporti con i grandi di questo mondo. Per intellettuali desiderosi di affermarsi questa rinuncia non è stata sempre facile. Karl Schmid aveva trattato in modo ampio questo problema già nel 1963 nel suo libro «Unbehagen im Kleinstaat».

Le minoranze e il piccolo spazio federale sono rappresentati al Consiglio degli Stati. Ma ciò non toglie di accordare alla piccola camera maggiori competenze come è il caso negli Stati Uniti d'America.

Per molto tempo la Svizzera ha mostrato, soprattutto nei cantoni riformati, un modesto tenore di vita. Si poteva essere possedente, ma non bisognava mostrare la propria ricchezza. Era più importante fare beneficenza senza aspettarsi qualcosa indietro. Coloro che erano economicamente agiati si occupavano dei più poveri. Questa era la vita cristiana che si univa all'intelligenza politica, un esempio da seguire tuttora.

La fedeltà appartiene a questa mentalità. A seconda della grandezza di un gruppo, le possibilità di sopravvivenza aumentano se il gruppo è fedele. Il rapporto con il proprio Paese non deve essere lo stesso rapporto che si ha con un'articolo da gettare via.

E così arriviamo ad una costante di grande importanza. Da 700 anni il documento statale più importante inizia così: In nome di Dio l'onnipotente! Sono cosciente del fatto che questa invocazione possa incontrare oggi giorno resistenza. Comunque questo rapporto con il Creatore del nostro mondo appartiene alla natura del nostro Stato. Quando 20 anni orsono si incominciò a rivedere la Costituzione, si cercò di concretizzare l'invocazione adattandola ai tempi: «Con la ferma intenzione di rinnovare il patto dei confederati; libero è solo colui che fa uso della propria libertà, e la forza di un popolo si misura con il benessere dei più deboli; memore dei limiti della potenza statale e dell'obbligo di collaborare alla pace nel mondo.» Questa è l'odierna interpretazione della formula nella Costituzione federale.

Questo ci porta all'osservazione conclusiva che voglio chiamare Svizzera invisibile. Abbiamo l'abitudine di osservare i nostri simili. Ci facciamo – anche se noi non dovremmo farlo – un'immagine di queste persone. Dimentichiamo facilmente che ogni individuo ha delle qualità che riconosciamo ed altre che non siamo capaci di percepire o di vedere.

Ed è il caso pure della Svizzera. Se ci mettiamo davanti a casa nostra possiamo vedere la Svizzera di oggi. Ma esiste pure una Svizzera invisibile ancora più importante che racchiude le prestazioni, il lavoro, le vittorie, le sconfitte dei nostri antenati. La nostra forza non è rappresentata da quello che vediamo. Dobbiamo appoggiarci anche sulla Svizzera invisibile. Non possiamo dimenticare le sofferenze e i sacrifici delle generazioni che ci hanno precedute.

Non deve restare senza effetto il fatto che la signora Margareta Lehner, quando aspettava il suo 24° figlio si portò dal Vallese fino a Lucerna al Parlamento per chiedere la liberazione di suo marito, Jörg Supersaxo, dal carcere friburghese.

Il fatto che il sindaco di Soletta Niklaus Wengi si mise davanti alla bocca di un cannone per impedire che i confederati di diverse confessioni si uccidessero deve servire a qualcosa.

Non devono essere dimenticati i pianti delle donne del Canton Nidervaldo che videro morire i loro mariti e i loro figli contro i francesi.

Non dobbiamo permettere che l'amarazza del vecchio e deriso Heinrich Pestalozzi e l'indescrivibile solitudine di Henri Dunant vengano dimenticate.

Non deve restare senza effetto il fatto che Gertrud Kurz pellegrinò fino al monte Pélerin per ottenere dal consigliere federale Steiger più umanità verso i rifugiati.

Queste e numerose altre vittime erano al servizio del nostro Paese. In qualità di Svizzera invisibile siete riuniti in questa sala. Questa Svizzera ci domanda di fare del nostro meglio in futuro, per il nostro futuro e quello dei nostri figli.

**Präsident:** Ich danke Herrn Widmer ganz herzlich für seine Festrede.

Der Zufall gibt mir die Möglichkeit, ausgerechnet am heutigen Tag zwei Innerschweizer noch besonders zu erwähnen: Herr Ständerat Reichmuth wird heute 60 Jahre und Herr Nationalrat Tschuppert 50 Jahre alt. (Beifall)

Die Sitzung der Vereinigten Bundesversammlung ist geschlossen. Die beiden Räte tagen nun getrennt weiter.

(Siehe Amtliches Bulletin Maisession/Sommersession 1991)  
(Voir Bulletin officiel session de mai/session d'été 1991)

Schluss der Sitzung um 09.40 Uhr  
Fin de la séance à 09 h 40



## Mitteilungen des Präsidenten

## Communications du président

In	Amtliches Bulletin der Bundesversammlung
Dans	Bulletin officiel de l'Assemblée fédérale
In	Bollettino ufficiale dell'Assemblea federale
Jahr	1991
Année	
Anno	
Band	-
Volume	
Volume	
Session	Jubiläumssession
Session	Session commémorative
Sessione	Sessione commemorativa
Rat	Vereinigte Bundesversammlung
Conseil	Assemblée fédérale
Consiglio	Assemblea federale
Sitzung	02
Séance	
Seduta	
Geschäftsnummer	---
Numéro d'objet	
Numero dell'oggetto	
Datum	03.05.1991 - 09:00
Date	
Data	
Seite	56-64
Page	
Pagina	
Ref. No	20 019 569

Dieses Dokument wurde digitalisiert durch den Dienst für das Amtliche Bulletin der Bundesversammlung.  
Ce document a été numérisé par le Service du Bulletin officiel de l'Assemblée fédérale.  
Questo documento è stato digitalizzato dal Servizio del Bollettino ufficiale dell'Assemblea federale.